

ETEL ADNAN

STURM OHNE WIND

GEDICHTE | PROSA | ESSAYS | GESPRÄCHE

HERAUSGEgeben
VON HANNA MITTELSTÄDT UND
KLAUDIA RUSCHKOWSKI

EDITION NAUTILUS

Vorwort der Herausgeberinnen

Mitte der 1990er Jahre lernten wir Etel Adnans Gedichte, Prosa und Essays kennen, und es war wie eine Welle, die uns ergriff und zu neuen Ufern führte. Wir waren überwältigt von ihrem Denken, ihrer Neugier, ihrem Scharfsinn, ihrer politischen Weitsicht, ihrer essenziell wilden Emotion und schließlich ihrer Lebenslust, bei allem, was sie gesehen und durchlebt hatte. Wir ließen uns davon anstecken. Eine Erfahrung, die nie an Intensität verloren hat. Im Gegenteil, sie erfährt immer neue Wendungen. Etel Adnan eröffnet Welten des Denkens und Empfindens. Durch ihre Wahrnehmung wirft sie Licht auf die Zustände der Welt und transformiert sie in Dichtung, in poetische Prosa – eine konzentrierte Form des Schreibens, um der Gegenwart auf unterschiedlichen Ebenen auf die Spur zu kommen, um sie unter den verschiedensten Aspekten zu beleuchten. Dichter sind häufig die größten Realisten. Etel Adnan besitzt die Kraft, den kleinsten alltäglichen Dingen ebenso Ausdruck zu geben wie den komplexesten politisch-psychologischen und historischen Zusammenhängen, die mit ihren unzähligen Tentakeln permanent in unser Leben eingreifen, es beeinflussen und bestimmen. Sie selbst scheint eine jener Energien, denen es gelingt, die Welt zu durchdringen, deren Textur greifbar zu machen – wahrscheinlich wegen ihrer immensen inneren Freiheit, einer speziellen Art von Offenheit, die ihrem Wesen zugrunde liegt und ihre unvoreingennommene Wahrnehmung ermöglicht.

Etel Adnans Leben war eine permanente Reise: zwischen Kulturen, Sprachen und Orten, verfolgt von Kriegen und Bürgerkriegen, begleitet von Dichtern und Malern, getragen von den Elementen. Zu einem Fixpunkt, einem Halt in der unaufhörlichen inneren und äußeren Bewegung wurde ein Berg, der Mount Tamalpais im kalifornischen Marin County. Fast fünfzig Jahre lang lebte sie ihm gegenüber, betrachtete, wie er sich unter jeder Wolke, durch jeden Lichtstrahl, jeden Regentropfen, jeden Vogel, der hinüberflog, verwandelte. »Wie gewöhnlich sitze ich dem Tamalpais gegenüber«, schrieb sie, »ich komme nicht über seine tiefen Grüntöne hinweg.« Durch diesen Berg wurde Etel Adnan Anfang der 1960er Jahre auch zur Malerin. Der Dialog mit ihm geriet darüber hinaus zu einer philosophischen Reise: Vom Tamalpais aus startete sie ins Universum.

In Beirut, während ihrer Kindheit, fand Etel Adnan einen ihrer Fixpunkte in etwas so Gegenteiligem wie der unaufhörlichen Bewegung des Meeres, dem Auf und Ab der Wellen. Sie ging schwimmen, für ein Mädchen damals sehr ungewöhnlich. Schon hier war sie eine Pionierin, wie später in so vielen anderen Dingen, unabsichtlich, ihr ganzes Leben lang. Ein alchimistisches Produkt, wie sie von sich selbst sagt. Eine Mischung aus Kulturen, Sprachen, Weltanschauungen, Geschichten – arabisch durch den Vater, griechisch durch die Mutter, französisch durch die Schule, amerikanisch durch eigene Wahl, kosmopolitisch durch die Stadt, in der sie geboren wurde, in der sie ihre Kindheit und Jugend verbrachte: Beirut, damals die Perle des Mittelmeers, eine von Leben, Licht und Gerüchen durchdrungene Hafenstadt. All das trug gewiss zum nomadischen Wesen ihres Geistes bei. Diesem Nomadischen, das auch das Wesen ihrer Arbeit kennzeichnet. Wie Nietzsche, der Philosoph, den sie vielleicht am meisten liebt und den sie übrigens als Dichter bezeichnet, scheint auch sie ein *Rendezvous von Erfahrungen* zu sein. Ihr Ansatz, der Dichtung, Philosophie und bildende Kunst verschränkt, erzeugt das Erlebnis des Werdens selbst, eine permanente, dem Geist eingeschriebene Transformation. Im Zentrum die Liebe. Und hier dockt alles an, gewinnt Raum: die Energiefelder und Machtkämpfe, über die sie schreibt, die Katastrophen und apokalyptischen Situationen, die Tod provozieren, auch im kosmischen Zusammenhang. Mit einem ihrer dichterischen Hauptwerke, »Die Arabische Apokalypse«, veröffentlicht 1980 in Paris, eine Folge von neunundfünfzig Poemen, in die sie Zeichen bzw. Scribbles einfügte – »ein Surplus an Emotion« –, schuf sie das Bild eines Ausbruchs blinder Gewalt und bedenkenloser Zerstörung. Verheerende Machtspiele und deren Folgen, etwas, womit sie sich ihr Leben lang auseinandersetzt, von einem ihrer ersten veröffentlichten Gedichte, der »Ballade vom einsamen Ritter im heutigen Amerika«, über die weltweit gelesene Novelle »Sitt Marie-Rose« oder den poetischen Prosatext »In einer Kriegszeit leben«.

Vor allem in den letzten Jahren versucht sie durch ihre Dichtung mehr und mehr, Bewusstsein zu erfassen und, wie sie sagt, genau in dem Moment über den Geist zu schreiben, in dem er arbeitet. Poesie – wie Malerei, wie alle Künste – entsteht über Wahrnehmung, »über Partikel deines täglichen Lebens ... wenn sie aus dem normalen Zusammenhang gelöst werden und du darauf reagierst«. Die gleichbleibende Aufmerksamkeit für das mikroskopisch Kleine wie das universale Ganze durchzieht ihr gesamtes Leben. Im Laufe dieses Lebens, vermutlich schon sehr früh, wurde ihr bewusst, dass Identität nicht a priori gegeben ist und dass man nicht notwendigerweise irgendwo hingehört. Sie begann, ihre Zugehörigkeiten selbst zu definieren,

sich durch Wahrnehmen und Denken, durch Schreiben und Malen ihre Identität zu schaffen. Sie war Anfang zwanzig, als sie Beirut verließ und nach Paris ging, um französische Literatur zu studieren, Baudelaire, Rimbaud, Nerval, Henri Michaux – für eine junge Frau aus dem Nahen Osten, ohne familiäre Mittel, ein Sprung. Sprünge dieser Art hat sie in ihrem Leben immer wieder gemacht. Von Paris aus, wo der Krieg in Algerien, den Frankreich seit 1954 führte, für sie einen schweren Schatten auf die französische Sprache warf, in der sie ihre ersten Gedichte geschrieben hatte, beispielsweise den Sprung in die Vereinigten Staaten – alles andere als geplant. Erst dort wurde sie sich der arabischen Seite ihrer Persönlichkeit bewusst, begann ihre tiefen Verbindungen mit der arabischen Welt, der sie sich seitdem verantwortlich fühlt. Parallel tauchte sie in die englische Sprache ein und machte sich einen Namen als amerikanische Dichterin.

Sei es Dichtung, Prosa, Essay, seien es ihre Bilder, Zeichnungen, Teppiche oder Faltbücher – die Leporellos, an denen sie seit Anfang der 1960er Jahre arbeitet und von denen sie in »Das Entfalten eines Künstlerbuchs« spricht: Jedes ihrer Werke strahlt das Vertrauen aus, dass die Essenz dessen, was sie zum Ausdruck bringen will, hindurchdringt. Dass sie zum Vorschein kommt. Dieses Vertrauen in den Prozess des Schaffens gibt Freiheit. Der Autorin ebenso wie der Leserin, dem Leser ... der Betrachterin, dem Betrachter. Die philosophischen Gedanken, Fragmente, Konzepte, die ihrem Werk eingeschrieben sind, werden mitunter zu einer Honigwabe, die einen ganzen Schwarm an Gedanken anlockt, oder zu einem Sprungbrett für kühne, überraschende Schlussfolgerungen. Darüber hinaus befindet sich Etel Adnan in einem unaufhörlichen Dialog, einem kontinuierlichen, offenen Gespräch: mit Paul Klee, dem ersten Maler, in den sie sich verliebte, mit Nietzsche, Hegel oder Heidegger, mit ihrer Seele – mit uns.

1988 erschien ein Text von Etel Adnan erstmals in deutscher Übersetzung. Seitdem hat sich viel getan. Dieser Band will einen umfassenderen Einblick in Etel Adnans schriftstellerisches Werk ermöglichen – zumindest will er es versuchen. Neben Poesie und Texten, die im Laufe der Jahre bereits als eigene Publikationen oder in Katalogen und Zeitschriften erschienen sind, versammeln wir eine Reihe von Gedichten, Prosatexten und Essays, die eigens für diesen Band übersetzt bzw. neu übersetzt wurden. In autobiografischen Texten gibt Etel Adnan Aufschluss über Stationen ihres Lebens, über sie prägende Ereignisse und Entwicklungen. Gespräche vertiefen Motive und Hintergründe ihres Schreibens und Malens.

Etel Adnan hat sich immer mit den elementaren Fragen des Lebens auseinandergesetzt und »Zeugnis abgelegt«. Denn das, sagt sie, ist die Aufgabe

des Denkens. Ihre Poesie besitzt das Vermögen, die Dinge sichtbar zu machen, ihnen Gegenwart zu geben. Ihre Malerei, jedes ihrer Bilder, ist ein »Fenster zur Welt« und jede dieser Welten »eine Epiphanie, eine Vision«. Gefragt, ob sie sich eher als Malerin sieht oder als Dichterin, ob sie die Poesie bevorzugt oder die bildende Kunst, antwortet sie: »Ich mache keinen Unterschied. Es ist nicht nötig, sich zu entscheiden: Bin ich eher dies oder das. Das Wesentliche ist, was du tust, und dass es die Menschen erreicht, dass es Bedeutung hat.«

Klaudia Ruschkowski / Hanna Mittelstädt
August 2019

Prolog: Beirut, 7. August 1992

Lieber Fawwaz,

ich sitze am Fenster (tun wir das nicht immer, wenn wir schreiben?) und befindet mich, wie Du weißt, in Beiruts Vorgebirge, von wo aus ich den rechten Winkel überblicke, gebildet von der Corniche und dem nahen Meer mit vier oder fünf beleuchteten Booten, der Horizont verwischt vom Dunst (oder von der Hitze). Von meinem elften Stockwerk aus gesehen, ist der Horizont hoch, und die Berge hinter mir sind schon erleuchtet. Ein Hauch von Frische liegt in der Luft, denn in dieser Höhe kann ich spüren, wie sich allmählich ein Wind regt, ansonsten geriete das Apartment zum Glutofen und mein Verstand zum Dampfbad.

Dieses Klima hat eine hypnotische Kraft, und es ist immer verrückt, im Sommer hierher zu kommen. Alles ist erschwert. Ich kann nicht einfach Freunde anrufen, da das Telefon ständig kaputt ist und ich daher hingehen und an-klopfen muss. Trotz ihrer guten Absichten sind die Menschen sozusagen in sich selbst eingeschlossen. Es stimmt, dass die Kriegsjahre Jahre der Belagerung waren, und wenn sie reisen, ist es, als verließen sie ein Gefängnis, und wenn man zu ihnen geht, spürt man, wie enttäuscht sie sind, müde von allzu langem Warten. Die Straßen sind so heruntergekommen, dass dich der kürzeste Weg schon in eine zerbrochene Gliederpuppe verwandelt, inmitten eines Dschungels zerstörter Gebäude. Du brauchst Mut, eine Straße zu überqueren: Schaust du nach rechts, rast ein Motorrad mit Vollgeschwindigkeit gegen den Verkehr und wirbelt, wenn es dich nicht tötet, Berge von Müll und Unrat auf. Ich vertraue mich verrosteten Taxis an, als wären es goldene Kutschen, solange sie mich nur vor dem Staub schützen und den wirklichen oder eingebildeten Aggressionen um mich herum. Alles ist Niederlage. Das Leben hier ist ein Akt der Unterwerfung unter das Schlimmste.

Auf einer Party traf ich einen alten Freund, er war etwa dreiundzwanzig Jahre alt, als der Krieg begann; jetzt, mit vierzig, ist er ein alter Mann. Seine besten Jahre bestanden aus Albträumen, sein Leben eine Folge von Massakern, die zur Leere führten, wie das Land selbst, seine Augen fast verborgen, ver-

schleiert, ein innerer Schleier, der sich über eine unerträgliche Härte gelegt hat.

Ich habe Dir nicht gesagt, warum ich früher gereist bin als geplant. Etwa eine Woche vor meiner Abreise sagten sie mir, dass Janine Rubeiz ernsthaft krank war, dass es ihr sehr schlecht ging. Ich traf an einem Donnerstag hier ein, am Freitag schaffte ich es, eine Verbindung zu bekommen und bei ihrer Tochter anzurufen, und ihre Enkelin sagte mir, dass sie im Khalidy-Krankenhaus wäre. Am Samstagmorgen traf ich im Wartezimmer auf ihre Familie, die mir eröffnete, dass sie schon im Koma lag. Daher konnte ich sie nicht mehr sehen. Die Dinge begannen, sich zu ändern. Wie ein Stoß einen Gegenstand verrückt, so begannen meine Gefühle, sich zu verrücken. Ich saß dort, und ohne sie zu sehen, war ich Zeugin des Todes meiner Freundin, ich versuchte, in der Vorstellung Trost zu finden, dass etwas in ihr wahrnahm, dass ich gekommen und ihr nah war. Sonntag gegen elf Uhr kam ich wieder ins Krankenhaus und die Leere im Wartezimmer sagte mir sofort, dass es vorbei war. Zwei junge Frauen hinter einem Schreibtisch teilten mir einfach mit: »Sie ist tot. Der Körper wurde in den Kühlraum vom Amerikanischen Krankenhaus gebracht.« Ich fühlte eine Eiseskälte in meiner Wirbelsäule, und es war unerträglich.

Also ging ich an einem Augustmorgen zum Begräbnis von Janine Rubeiz. Die kleine griechisch-orthodoxe Kirche in der Makhoul-Straße war voller Blumen und Menschen. Aber Beirut scheint böse Geister zu besitzen, die nicht ruhen. Ein großer Generator verursachte einen Höllenlärm, nur wenige Meter vom Kirchenfenster entfernt. Monsignore Khodrs Rede war kaum zu verstehen. Während ich unter Tränen an den Tod dachte, an den Körper, den er von einem in den anderen Zustand versetzt, an die Überschreitung, die er darstellt, fragte ich mich auch, ob dieser menschliche Körper über die Mittel verfügt, um sein neues vergängliches Wesen zu wissen, sofern dieses Wissen mit der Geburt entsteht und die Entwicklung der Materie bis hin zu ihrem völligen Verschwinden begleitet. Ich sah, ohne es über mich zu bringen, genauer hinzuschauen, den Sarg aus hellem Holz, in den der Körper gelegt wurde, man trug ihn fast verstohlen, ein kraftloses kleines Boot, das durch die Luft segelt, um in der Familiengruft zu schlafen, dort, wo sich die Familie in bedrückender Symmetrie wiederherstellt. Ich beobachtete eine Zeremonie, die uns Frieden geben sollte, durch die Niederlage der Stadt jedoch daran gehindert war, in Stille vollzogen zu werden. Sie fand dennoch statt, im Kreis der Anwesenden, nahm dem Tod seine dunkle Seite, gab den Menschen einen Moment der Unschuld.

Am Abend kam ich heim und versuchte, etwas zu lesen. Ich hatte T. E. Lawrences Buch *The Mint* mitgenommen und begann die Lektüre unter

ebenso schmerhaften Umständen wie jene, die in dem Buch beschrieben werden. In der ganzen Umgebung arbeiten Zementmaschinen, die keine Uhrzeit respektieren und einen Krach machen, der mich zum Wahnsinn treibt. Beirut lebt in einem Zustand, der Ohren, Hirn einen mörderischen Schmerz zufügt, und das in einem verletzenden Licht.

Du kannst Dir vorstellen, was tägliches Leben hier bedeutet: schimmern-de Nächte damit vergeuden, nach dem Hämmern von Motoren zu suchen, seine Zeit damit zubringen, die Öllachen auf den Straßen zu umgehen, die die Blutlachen abgelöst haben. Ein untergehender Ort. Was jemals aktiv war im Einzelnen, ist passiv geworden: eine aus irgendeinem Grund verdamme Stadt, Hitze, ein siedender Brei. August ist der Monat hilfloser Verzweiflung. Wenige Schiffe am Horizont.

Als ich heute Morgen erwachte, war ich in Schweiß gebadet. Ich tue, was ich kann, um meine Gedanken unter Kontrolle zu halten, sie neigen dazu, meiner Freundin Janine bis zum Letzten zu folgen: Die Verwesung eines Menschen, den wir lebendig kannten, den wir schätzten, ist unerträglich. Und al-les um diese Gestalt löst sich auf, einfach so!, und in einer Stadt wie dieser. Statt Trost zu suchen, beginnt das Gehirn in einer Art Selbstkasteiung, bei den Lebenden nach Anzeichen der Alterung zu suchen. Als bestünde die Aufgabe der Zeit nur darin, zum Verwesen und Verschwinden zu führen.

Alles ist beige, schwarz und beige, Farbe der Diarröh. Es ist hart, das bei einer Stadt einzugehen, die man liebt ... Man könnte sich schnell bemühen, ihre Wiederauferstehung vorauszusagen. Tatsächlich ist die Stadt nicht tot, sondern einfach entstellt. Ihre Ruinen lassen dich von ihrer frühe- ren Schönheit träumen, fast krankhaft schon. Alles wird zum Gegenstand der Betrachtung: Die Schönheit eines Jugendlichen, der in einem brandneuen Auto zwischen berstenden Mauern fährt, und der Gestank des Abfalls bekom-men etwas ebenso Kämpferisches wie Trübseliges. Diese Schönheit scheint in der Flüchtigkeit des Lebens zu zittern. Die Stadt und eine soeben begrabene Frau treffen sich im Staub, der Stoff, der das mythische Geschick des Orients mit seinem jetzigen Schicksal verbindet. Können wir, wenn wir hierher zurückkehren, zu etwas anderem als Begräbnissen kommen, wo wir doch sehen, bis zu welchem Punkt sich ein Jahrhundert voll Lebensverlangen in einen Todeswunsch verkehrte? Ich glaube, dass in diesen letzten Tagen ein wenig von meinem täglichen Licht erloschen ist.

Seit einer Woche versuche ich nun, mich selbst davon zu überzeugen, dass etwas Ewiges in allem ist, das existiert hat. Wenn aber dichter Qualm über den Straßen liegt, der Lärm die Herzen von der Welt trennt, dann gibt der denkende Körper auf und findet sich auf der Seite des Zerfalls wieder.

Christus selbst, flöge er in einem Helikopter über Beirut, würde sich fragen, warum einige mysteriöse Gesetze des Gleichgewichts eine derartige Gewalt erforderten, warum Leben und Tod hier in solchem Ausmaß miteinander rangen ... sind wir kranke Fliegen, die nun jeden zögernden Herzschlag aufspüren? Aber wenn Liebe über Friedhöfen schwebt, dann weniger wegen eines morbiden Triebes, sondern aufgrund der Entscheidung der uns verbliebenen Götter.

Ja. Zurück zu meinem Brief (wie man ein Buch wieder aufschlägt). Das Meer ist ruhig und keine Hilfe. Die Hitze drückt wie ein schwerer Mantel. Zu viel Verwesung liegt in der Luft und in den Seelen. Der Krieg gab dem Wunsch nach Leben eine Spur von Unanständigkeit. Müllhaufen verbreiten einen süßsauren Gestank – und Geschmack –, der selbst dann unerträglich ist, wenn man im Auto vorüberfährt. Man atmet die Verwesung bis zur Verzweiflung, und jeder Blick auf einen Berg oder das Meer verspricht Erlösung. Alles ist herzergreifend.

In diesem Land geschehen so unendlich viele Fehler, dass einem der Boden unter den Füßen wegbricht. Der kleine gemeinsame soziale Nenner, den wir vor dem Krieg besaßen, scheint verschwunden. Die Menschen handeln gemäß Mythen und Glauben. Der Traum zerstob, und wir leben in seinem goldenen Dunst. Solch eine vollständige kollektive Niederlage kann die Menschen nur in nutzlose Streitigkeiten stürzen. Länder, die einen Krieg weder als Verlierer noch als Gewinner beenden, sind verdammt ... Feuchtigkeit lastet auf unseren Nächten. Hitze ist nicht länger Gefährtin der Sinnlichkeit, wie es einmal war; im Gegenteil, sie wurde zur Materie der Entmutigung. Und das Licht, wunderbares Licht des Libanon, hilft auch nicht mehr. Hinter diesem Licht verbirgt sich, unsichtbar, der Tod. Anna Achmatowa, nach Russland zurückgekehrt, beklagte, dass der Schnee alles auslöscht ... hier hat die Sonne einen ähnlichen Effekt.

Nichts hat sich beruhigt, und ich vermute, dass es sich niemals beruhigen wird. Was mich erstaunt (obwohl mich seit langem nichts mehr erstaunen sollte), ist diese Schuldlosigkeit, auf die ich treffe, diese Gewohnheit, immer den »anderen« die Schuld zu geben, diese Fähigkeit, moralisch einwandfrei aus so einer grauenhaften Zeit hervorzugehen ... es stimmt, dass »Gerechtigkeit« und »Moral« nicht in den Kanzleien oder Zeitungen der Welt zu finden sind. Wie eine Erwiderung auf das Verkehrschaos, das die Stadt lahmlegt, scheint Geschichte selbst festzustecken, da sämtliche Propagandamaschinen die Wahrheit vertuschen oder das, was gesagt werden sollte. Verstellung und Geld schaffen die neue Visage des Todes.

Im Libanon ist etwas heiß gelaufen: Die Pracht des Lebens endet immer im Abgrund. Die Energien verdampfen immer. Die einzige Aktie erweist sich als Kataklysmus. Man weint über das »ideale« Land.

Die Tränen, die ich über den Tod meiner Freundin weine, schaffen einen Schirm aus Licht, der neben ihrem Bild auch die Stadt und ihre Sorgen verbirgt. »Vorher« waren Daten wichtig. Nun macht es keinen Unterschied zu wissen, welchen Tag wir haben. Vergeblichkeit ist Tagesbefehl, und ein Gefühl von Chaos und Leere wird unsere Substanz.

Oberflächlich betrachtet, könnte man meinen, dass sich bei allem auch etwas Vergnügen findet, aber das ist nicht wahr. Die Menschen scheinen unter Gesetzen zu leben, die mit denen anderswo nichts zu tun haben. Das könnte belebend wirken, kündigen sich nicht neue Gefahren an. Es nützt nichts, große Erwartungen zu hegen. Obwohl auf manche Art archaischer als viele andere zeitgenössische Gesellschaften, sind wir ihnen doch in unserer Konsumgier »voraus«. Voraus auch manchmal durch eine habgierige Grausamkeit, mit der dieses Land Horden von Bediensteten »importiert«, aus Ländern wie Äthiopien, Sri Lanka oder den Philippinen, die noch ärmer sind als es selbst. Die Gespräche der Frauen drehen sich immer um dieses oder jenes Hausmädchen, das oft verdächtigt wird, zu einem Prostitutionsring zu gehören. »Wohin sollen denn diese ganzen Soldaten gehen, um ihre Triebe zu befriedigen?«, fragt mich meine Nachbarin, während sie die Stimme senkt und zur Küche schaut!

Mich umgibt etwas wie ein altes Wissen von Nichtigkeit. Auf die gebrechlichen, durch Zerfall beeinträchtigten Schultern meiner Freundin lege ich das Schicksal der arabischen Welt, deren apokalyptische Zukunft wir alle zu kennen scheinen.

Mein Brief ruhte die Nacht über auf meinem kleinen Tisch, während ich nach Broumana fuhr. Dies wäre eine Nacht gewesen, um auszuruhen, aber auf der Hotelterrasse wurde eine Hochzeit gefeiert. Rockmusik und über fünfhundert Gäste! ... Die rauschende und lautstarke Party begann mit einem außergewöhnlichen Sonnenuntergang. Mir blieb nur, auf den Morgen zu warten und wieder in Beirut heißen Kessel hinunterzusteigen. Mit seiner Verrücktheit hat dies Land wirklich die Welt hypnotisiert.

Lass mich noch etwas von Janines Tod sprechen. Ich muss darüber sprechen, um mich selbst davon zu überzeugen, dass alles wirklich ist. Manchmal habe ich das Gefühl, als wenn ich mit ihr darüber spräche, und die Absurdität dieses Bedürfnisses erklärt mir den Tod wie nichts sonst: eine tote Mauer. Und etwas jenseits der Mauer. Wie kann man sie bitten, zurückzukehren,

sich zu erneuern, Stück für Stück, so oder anders, wie es die Stadt versucht, sie bitten, an unseren kleinen Tätigkeiten teilzuhaben, sich nicht in jener sterbenlosen Welt, in jenem wasserlosen Ozean, wohin sie für immer gegangen ist, zu verschließen, dort, wo es vielleicht das Nichts selbst nicht mehr gibt. Wir können sie nirgends mehr finden, auf keinem Kontinent, in keinem Raum, auf keinem Schiff, nicht einmal jenseits der sichtbaren Welt.

Wie es ein Beirut eigenes Licht gibt, so gibt es auch ein der Stadt eigenes Empfinden des Todes, verbunden mit einer erschreckenden Klarheit. Hier schauen uns die Toten wie Affen an, durch ihre Gitterstäbe hindurch. Sie haben Jahre der Belagerung durchlebt und diesen Ausdruck auch nach ihrem Leben in den Augen behalten. Daher gibt es eine bestimmte Art Herzzerbrechen, die niemand verstehen kann, der anderswo lebt.

Über allem liegt etwas Wohltägiges, traurige Linderung. Die täglichen Kondolenzbesuche bei der Familie, die Anwesenheit zahlreicher Freunde, der von so vielen geteilte Schmerz haben den Schock nicht gemildert, haben aber den Schmerz über die Herzen, die Tage verteilt und eine Passage geschaffen, einen Übergang ... Ich erinnere mich an die grausame Einsamkeit, der sich eine meiner amerikanischen Freundinnen nach dem Tod ihrer Mutter gegenübersah: Die Beerdigung war irgendwie überstanden, die wenigen Menschen, die gekommen waren, gingen zu ihren Beschäftigungen zurück, und sie fand sich im Angesicht eines schwarzen Lochs, eine Amputation ihres Daseins, gegen die es keine Zuflucht gab. (Zehn Jahre später beging sie Selbstmord, in derselben Einsamkeit.) Hier zeigen die alten Riten des Orients ihre Wirksamkeit. Sie helfen bei der Passage vom Leben zum Tod, aber auch vom Tod zurück ins Leben.

Während ich Dir schreibe, schaue ich auf den Horizont, eine Linie, gerade und geschwungen zugleich, auf die Verlass ist; sie sendet den Bergen die Farben der untergehenden Sonne, sie fangen Feuer, bevor sie schlafen gehen. Letzten Endes muss dem Leben in Beirut doch etwas Heroisches anhaften. Die Bewusstlosigkeit und die Unverschämtheit, deren Zeuge man beständig ist, sind womöglich der Hitze geschuldet oder eine Maske. Auf einem unbedeckten Bett wird man zum bleischweren Klotz. Auch das Herz wird lahmgelegt; doch was es bewahrt, wenn alles ausgemerzt scheint, ist Teil des wahren Wesens der Liebe. Wir wissen nicht, was wir sind, wenn wir in Beirut sind.

Beirut ist ein guter Ort, um über den Zustand der Welt nachzudenken. Obwohl man Verallgemeinerungen besser vermiede, ließe sich sagen, dass Beirut eine beispielhafte Stadt ist, Prototyp der Zukunft, der perfekte Ort, wo Wohlstand zum Faktor der Unterentwicklung gerät.

Letzte Nacht, an der Corniche. Wir gehen hinunter in ein Café mit Alu-

minumfenstern und sehen eine Baustelle oberhalb des Meeres. Gebäude werden auf engstem Raum errichtet, direkt auf den Klippen, die steil zum Meer abfallen. Am Tag, an dem das Meer versperrt sein wird, werden wir vor einem nicht wieder gutzumachenden Albtraum stehen. Unser Gastgeber, ein Libanese, der aus Amerika zurückgekehrt ist, investiert sein Geld in sein eigenes Land, in Grundstücke natürlich. Gegenstand unseres Gesprächs ist die dunkle Seite Lateinamerikas, und er spricht in farbigen Bildern und mit sanftem Bedauern von Guayana, von Brasilien und vom Urwald. Vierzig lange Jahre verbrachte er damit, Wälder für die Holzindustrie zu roden. Mit Entsetzen erinnert er sich an die Schlangen im Urwald und sorgfältig erklärt er uns, wie er, um ruhig schlafen zu können, Eingeborene beschäftigen musste, die die ganze Nacht lang rund um seine Villa große brennende Fackeln hochhielten, um diese furchtbaren Tiere zu verjagen. Mit seiner Erzählung transportiert er das Entsetzen an diesen Tisch, und wir befinden uns nicht länger an der Küste des Mittelmeeres, sondern auf einem Kontinent, der durch Alkohol, Elend oder ausländische Firmen zerstört wurde und noch immer zerstört wird. Ich weiß, dass Raubgier auf der ganzen Welt das einzige Triebwerk ist, das perfekt funktioniert, und das führt mich wieder zum Dschungel, sei er durch Währungsanleihen entstanden oder durch Beton. In zehn Jahren wird Beirut, im günstigsten Fall, ein ungeheurer Safe sein. Und in dieser Sciencefiction-Welt bleibt vielleicht etwas übrig, ein Lächeln, einige Erinnerungen und der Himmel natürlich; der Dollar und der Himmel. Eine Hand voll Dichter und Roboter wird die Zukunft sehr wahrscheinlich bereithalten.

In der Zwischenzeit spüre ich, dass ich nirgends sesshaft geworden bin, tatsächlich nicht, ich lebe vielmehr auf der Welt, überall, in Zeitungen, auf Bahnhöfen, in Cafés, auf Flughäfen ... Die Bücher, die ich schreibe, sind Häuser, die ich für mich baue.

Was dich in Beirut vor der Verzweiflung bewahrt, ist die pure Schwierigkeit, dort zu leben. Es ist so heiß, dass man beim Trinken meint, Schwitzwasser zu speichern. Der Verstand hört auf zu arbeiten. Er gönnt sich lange Ruhepausen. Die Gedanken nehmen Abschied. Stundenlang lauscht man dem Lärm, erwartet den Abend, das Herannahen des Morgens. Der Körper ruht nie. Gefangen in einem erschöpfenden Spiel von Reflektoren. Der Krieg ist vorüber, und er ist es nicht. Er hat seine Erscheinungsformen und Taktiken geändert. Es gibt so viel Unsicherheit und die einzige Wahrheit, an die man sich halten kann, ist erbärmlich; sie besteht darin, dass es sich um ein unüberschaubares Land handelt. Auch das Meer vor meinem Fenster ist kein Verbündeter mehr. Zu sehr gleicht es der Sonne und verbrennt meine Augen. Schreckerregend wie die Spitzen der Miliz. Ich darf nicht zu lange bei

diesem Gedanken bleiben, denn was wird aus uns, ohne das Meer?

Das »Phänomen« Beirut hat etwas so Gewaltiges, dass es uns Tag und Nacht umgibt, unser Leben mit seinen vertraulichsten Einzelheiten für immer in der Stadt versiegelt, und unser Drang, nach »Hause« zu kommen, ist so übermächtig, dass wir uns beinah glücklich in den undurchdringlichen Atem dieses Glutofens stürzen. Aber außer dem Klima ist alles dahin. Und auch das Meer hat etwas eingebüßt, denn das Meer ist schmutzig. Seine Verschmutzung macht das Schwimmen unmöglich, und man muss bis zum Abend, zur Nacht warten, um einigermaßen unschuldig daraufblicken zu können. Es scheint, als bräuchte auch das Meer eine Maske, so wie die Menschen, das Meer, das uns das Vorübergehende lehrte, nicht greifbare Bewegung, Leuchten ... und die Stadt hat dieses Vorübergehende in einer einzigen Katastrophe gelebt, die uns in Schrecken versetzte, unser Gedächtnis zerstörte und uns mit benommener Übelkeit erfüllt.

Der September mit dem schönen Namen »Eilul« beginnt, und ich erwarte wenig Ruhe. Aber am Abend löst sich die Hitze in ein goldenes Licht, das uns umgibt, während die Sonne sinkt. Das Wissen, dass es unter dieser Göttlichkeit von Leben wimmelt, macht diese Momente erträglich. Der Morgen wird kommen und mit ihm die Schwierigkeiten. »Unsere Erinnerungen haben keine Zukunft mehr«, schreibt mir meine Freundin Claire in einem Briefchen, das sie beim Portier hinterlässt. Das ist wahr. Sie sind uns schon nicht mehr voraus: Wir vermeiden alle, zu sehr darüber nachzudenken, wie unser Leben hier früher war, ich meine unsere Jugend. Es ist aber auch beängstigend, sich, wie es jeder tut, in einer endlosen Gegenwart aufzuhalten, doch gibt es keine andere Wahl. Offensichtlich »baut« niemand auf Treibsand, und das ist keine Frage des Alterns ... in den Augen der Jungen liegt derselbe gehemmte Ausdruck wie in denen der Alten. Die Stadt, die so kosmopolitisch war, hat keine Fremden mehr; diese Zeugen, unerlässlich für die genaue Darstellung der Erinnerung, sind nicht mehr da. Mengen von Gütern treffen im Hafen ein, aber niemand folgt ... es muss stimmen, dass dieser Ort die Welt abschreckt!

Wenn wir das sind, was wir erblicken, und der Ort sind, an dem wir leben, dann bin ich – und zwar vollständig – diese zerlumpten Straßen, dieser Verwesungsgestank, den selbst Früchte annehmen, wenn sie faulen, dieses Desaster. Bis auf weiteres hat der Tod gesiegt in dieser Sauerei: Er hat alles getötet für nichts. Doch gab es noch in der blutigen Zerstörung den Traum von einer besseren Welt, und wir sollten ihn nicht vergessen, auch wenn er gescheitert ist. Es gab Faschismus, eine zweifache Okkupation und den Widerstand (euer eigenes Guernica), und wie es Orwell im Hinblick auf Katalonien

tat, so könnte ich sagen »Mein Beirut!«

Ich sollte versuchen, in ein oder zwei Wochen aufzubrechen. Ich muss Janine zurücklassen, an ihrem furchtbaren letzten Ruheplatz. Ich weiß, dass getroffen wurde, was sie am meisten achtete: ihr Körper. Mit einer Klarheit, die nicht Wenige beängstigte, beobachtete sie bis zum bitteren Ende, wie vergänglich der Körper ist, in welchem Maß sich ihr Frauenkörper und der Körper der Stadt glichen. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Wir wurden mit einer Geringschätzung gegen den Körper erzogen, ohne dass man uns, als ausgleichendes Gegenüber, von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt hätte, und hier stehe ich nun ohne Schutz – oder Zuflucht.

Der September beginnt, und zumindest der Wind röhrt auf. Das Meer ist in Bewegung. Die Dinge erheben ihre Stimme. Alles ist Sprache.

Heute Morgen dachte ich an einen Film, den ich vor einiger Zeit gesehen habe, nach einem Drehbuch von Cocteau: *The young man and death*. Nurejew tanzt mit Zizi Jeanmaire. Obwohl es sich um ein wunderschönes und berühmtes Ballett handelt, musste ich beständig daran denken, dass etwas daran grundverkehrt ist. Frau ist nicht Tod. Sie hat es nicht nötig, den Tod darzustellen. Das Mysterium des Todes geht durch uns hindurch. Wir sterben, aber wir sind nicht tot. Ich weiß nicht, was wir sind, aber ich kann sagen, dass mich Janines Tod (ein Abenteuer, das sie mutig ertrug), der Schmerz ihrer Familie und ihrer Freunde, die Schlichtheit des Trauerns, die Reise, die ich zu ihrem Begräbnis unternahm, im Licht von einem oder zwei sehr traurigen Vormittagen davon überzeugte, dass in Beirut das Leben Momente der Würde bewahrt hat, und dass es sehr viel gibt, was wir hüten und erkennen müssen.

Ich möchte nicht abreisen. Weit davon entfernt. Ich sollte Dir sagen, dass ich Deine Schwester Amal besucht und mit ihr gegessen habe, und dass ich zum ersten Mal Deiner Mutter begegnet bin. Ein ruhiger, angenehmer Augenblick.

Ich werde jemanden ausfindig machen, der in Kürze aufbricht, und ihn bitten, diesen Brief an Dich für mich abzuschicken. In ein oder zwei Wochen fahre ich nach Athen und dann nach Skopelos, das Haus wiedersehen und den Garten pflegen.

Grüß Nawal und Jana,
alles Liebe,
Etel